

**Die Fliegende Festung „Bombo“
des amerikanischen Piloten Robert W. Funk
Abgestürzt am 13. September 1944 bei Fürth**

Teil 2

Gelandet bei Breitenbach und erschossen bei Fürth: Stephen J. Andrews

Als die „Bombo“ über Ludwigshafen von der deutschen Flak getroffen wurde, schrie Funker Stephen J. Andrews über die Bordsprechanlage, er sei verwundet worden und blute. Sogleich eilten Copilot Heeden und Flugingenieur Dobson zu ihm, um ihm zu helfen. Dabei stellte sich heraus, dass er an Kopf und Knie leichte Verletzungen erlitten hatte, es war jedoch nichts Schlimmes. Ab diesem Zeitpunkt stand Andrews aber unter Schock.

Zwischen Dittweiler und Altenkirchen warfen die Insassen die Ausstiegsluke auf der rechten Seite des Rumpfes ab, damit sie dort hinausgelangen und abspringen konnten. Andrews wurde mit einer statischen Leine hinausgeworfen, bevor die anderen ihm dann folgten. Diese beobachteten, wie sich sein Schirm öffnete. Und in Breitenbach sahen die Leute, wie ein Fallschirmspringer herunter schwebte und am Turm der katholischen Kirche vorbei auf Bösenborn zugetrieben wurde.



Funker
Stephen J. Andrews
(Foto: Len Andrews)

In Fürth war seit Ende August die 1. Abteilung des motorisierten Panzer-Artillerie-Regiments 102 (9. Panzerdivision) mit 60 Mann einquartiert. Kommandiert wurden die Soldaten in Fürth von Leutnant J., der - so erzählt man sich jedenfalls - kurz zuvor bei einem Luftangriff seine Frau und seine Eltern verloren hatte. Im gleichen Haus wie er, nämlich bei Familie Kiefer (Diewels) in der Bergstraße 1, heute Auf der Steige 1, waren auch Leutnant Josef Schmilz, genannt Sepp, technischer Offizier, und sein Fahrer, Stabsgefreiter Otto R., einquartiert. Am Abend des 12. September 1944 hatten diese dort noch ausgiebig Sauerbraten gespeist, damals eine rare Delikatesse. Andere Soldaten dieser Einheit, die sich in Fürth befanden, waren Wilhelm Kamis, Herbert Kahl, Franz Karner, Franz Artner, Josef Gillmaier, Hans Schiel (aus Wien), Auer, Karlicek, Schmolz und Jahn.

Als die Maschine am 13. September mit großem Getöse abstürzte und von Fürth aus verschiedene Fallschirme beobachtet wurden, war die Aufregung natürlich groß. Oberzahlmeister Wilhelm Kamis erlebte diese Augenblicke so:

„Ich eilte zur Tür hinaus, da kam Hauptmann Schmidt mit einem Kraftrad angefahren. Er befahl mir, auf dem Soziussitz mitzufahren in Richtung der in der Luft hängenden Fallschirme. Wir fuhren querfeldein in Richtung eines Waldes. Da kam ein ungefähr 12-jähriger Junge und brachte einen abgesprungenen Flieger, den er an seiner Hand führte. Wir suchten nach seinem Fallschirm, er hing in einem Baum. Schmidt befahl mir, den Flieger zu Fuß nach Fürth zur Kommandantur zu führen und dort Leutnant J. zu übergeben.“

Bei dem Gefangenen handelte es sich um Funker Stephen J. Andrews. Der Baum, in dem er gelandet war, eine Eiche, stand am Rande des Waldes am Bösenborn auf der Gemarkung Breitenbach, auf der Dörrenbach zugewandten Seite. Es muss Andrews gelungen sein, sich

selbst aus dem Fallschirm und den Ästen zu befreien. Der Schock wirkte aber wohl noch nach, denn sonst hätte er sich wohl kaum wie ein Hilfloser von einem Jungen an der Hand wegführen lassen, sondern hätte das Weite gesucht. Und der Junge brachte ihn aus dem Wald heraus auf eine Wiese auf der Breitenbacher Seite, wo inzwischen auch schon zahlreiche Breitenbacher Dorfbewohner, teilweise mit Sensen bewaffnet, hingeeilt waren. Zum gleichen Zeitpunkt trafen Schmidt und Kamis mit dem Motorrad dort ein. Allen fiel auf, dass Andrews nur noch einen Pelzstiefel trug, am anderen Fuß hatte er einen Schuh an. Es ist möglich, dass ihm der andere Stiefel während des Absprunghes weggeflogen war. Im heutigen Dörrenbacher Neubaugebiet jedenfalls fanden die Leute am Tag des Absturzes einen Fliegerstiefel. Es könnte der von Andrews gewesen sein.

Oberzahlmeister Kamis führte, wie befohlen, Andrews über die Dörrenbacher Gemarkung Richtung Fürth, wobei unterwegs noch mindestens ein weiterer deutscher Soldat hinzukam. Im hintersten Frankental beobachtete Dieter Volz, damals noch ein Junge, die kleine Gruppe. Er ging hinzu und fragte den Gefangenen: „*Are you American?*“, worauf dieser antwortete: „*No, I'm Canadian*“. Sofort schritten die Soldaten ein und verboten ihm jegliche weitere Unterhaltung. Die Behauptung, Kanadier zu sein, wurde des öfteren, auch in anderen Orten, von Amerikanern gemacht, vermutlich, um nicht den amerikanischen „Terrorfliegern“ zugeordnet zu werden und so eine bessere Behandlung zu erfahren. Es fiel Dieter Volz auf, daß der Mann einige kleine blutige Kratzer im Gesicht hatte, die vermutlich von der Landung in den Ästen des Baumes herrührten.

Gegen 12.00 Uhr kam Kamis mit dem Gefangenen in Fürth an und lieferte ihn am Haus Kiefer in der Bergstraße 1 ab. Er berichtet:

„In Fürth erwartete mich eine größere Menschenmenge, an deren Spitze Leutnant J. stand. Es waren auch viele Kameraden von meiner Abteilung dabei. Hauptmann Schmidt sah ich nicht wieder. Es kann jedoch sein, dass Leutnant Schmitz auch dort stand. (...) Leutnant J. empfing mich mit folgenden Worten: 'Kamis, wo bleiben Sie so lange?! Gehen Sie sofort und machen Sie die Quartierabrechnung. Wir rücken ab.' Ich ging ins Haus der damaligen Zahlmeisterei und begann sofort mit meiner Quartierabrechnung.“

Etwa eine Stunde danach, gegen 13.00 Uhr, kam die Tochter des Quartiergebers von Kamis und berichtete diesem, der Fallschirmspringer sei erschossen worden.

“Daraufhin eilte ich sofort zur Tür und auf jenen Platz, wo ich den Flieger übergeben hatte. Es war niemand mehr dort. Ich ging zurück zu meinem Quartier und blieb eine Weile stehen. Da kam Stabsgefreiter Otto P. den Berg herunter. Er hatte eine M. P. umhängen. Ich fragte P. sofort, wer ihm den Befehl hierzu erteilt habe. Er antwortete: 'Leutnant J.' Stabsgefreiter P. hatte den Flieger erschossen, ich gab ihm zur Antwort: 'Diesen Befehl hätten Sie nicht ausführen dürfen.' Dann eilte ich zu meinem damaligen Spieß, Oberfunkmeister Herbert Kahl. Kahl und ich gingen zu Leutnant J. und sprachen wegen der unrechten Erschießung bei ihm vor. J. gab zur Antwort: 'Da gibt es überhaupt nichts nachzudenken. Wir rücken ab. Das kann ich voll und ganz verantworten.' Erzürnt darüber verließen Kahl und ich Leutnant J.“

Auch die Fürther Einwohner waren tief betroffen angesichts des Verbrechens, das vor ihrer Haustür, etwa 80 m nach Ende der Bergstraße, links vom Feldweg, begangen worden war. Sie hatten das Geschehen genau beobachtet und konnten noch Jahre nach Ende des Krieges das Aussehen von Andrews exakt beschreiben: mittlere Statur, blonde Haare, blaue Augen, gelbbraune Hosen, an einem Fuß ein gefütterter Pelzstiefel, am anderen ein kaputter Schuh, Pullover mit gelbbraunem Reißverschlusskragen, keine Kopfbedeckung. Über den linken Arm

hatte Andrews seine Lederjacke mit Pelzbesatz gelegt. Er war damals schon 36 Jahre alt.

Die deutschen Soldaten hatten den Erschossenen eilig an Ort und Stelle unter einem Kirschbaum begraben. Die Artillerieeinheit rückte dann noch am gleichen Nachmittag gegen 15.00 Uhr, zwei Stunden nach der Erschießung, ab, um bei Heimbach an der Nahe Panzer zu holen, diese nach Geilenkirchen an der holländischen Grenze zu überführen und dort an der Westfront ins Kampfgeschehen einzugreifen. Der Fürther Bürgermeister Adolf Schwingler betrachtet es als unwürdigen Zustand, daß auf einer Wiese auf der Gemarkung ein Mensch einfach wie ein Hund verscharrt lag und ordnete die Überführung auf den Friedhof an. Drei Tage nach den Ereignissen, morgens zwischen 4 und 5 Uhr, gruben der pensionierte Bergmann Daniel Spreier, Engelstraße 2, und der Fürther Einwohner Peter Matheu die Leiche aus dem nur 60-65 cm tiefen Grab wieder aus, luden sie auf einen Karren und fuhren sie mit einem Ochsengespann zum Friedhof. Dort wartete schon der in Lautenbach wohnende Totengräber und bestattete Andrews erneut, diesmal in einem richtigen Grab, das allerdings zunächst unmarkiert blieb. Die Aktion wurde so früh am Morgen durchgeführt, um Aufsehen zu vermeiden.

Nach dem Krieg stellten die Amerikaner auch in Fürth Ermittlungen an, um die Schuldigen ausfindig zu machen. Zunächst mußten schon im Mai 1945 die früheren NSDAP-Mitglieder Heinrich Kahler und Richard Hof auf dem Fürther Friedhof die Leichen dreier dort begrabener Amerikaner zwecks Exhumierung wieder ausgraben. Einer der Körper war von Kugeln nur so durchsiebt. Als man bei dieser Aktion die Dienstmarke des Toten nicht fand, wurde Bürgermeister Schwingler ultimativ aufgefordert, sie bezuschaffen. Man drohte ihm an, ihn andernfalls für die Erschießung des amerikanischen Fallschirmspringers mitverantwortlich zu machen und in ein Internierungslager zu stecken. Doch niemand wusste, wo die Marke geblieben war. Schwingler kam dann unter mysteriösen Umständen ums Leben. Ob dies jedoch etwas mit dem Ultimatum der Amerikaner zu tun hat, ist ungeklärt.

Schon am 10. April 1945 hatte man den Stabsgefreiten Otto R, der den Amerikaner erschossen hatte, in einem Kriegsgefangenenlager festgenommen. Er stammt aus der Tschechoslowakei, vermutlich aus dem Sudetenland, war von Beruf Friseur und hatte seinen Wohnsitz in H. in Bayern. Im Februar 1941 war er als 19-jähriger zur Wehrmacht eingezogen worden und zunächst an der Ostfront zum Einsatz gekommen. Das Ende des Krieges erlebte er als Feldwebel. Zum Zeitpunkt der Tat war P. erst 22 Jahre alt. Auch Leutnant Josef Schmilz, genannt Sepp, wurde von den Amerikanern verhaftet. Im Zivilberuf war er Kfz-Mechaniker, wohnhaft Stuttgart. Im Jahr 1937 wurde er Berufssoldat, kam 1940 nach Frankreich, 1941-1944 nach Russland, danach befand er sich an der Westfront. Innerhalb seiner Einheit war er für die Instandhaltung des Fuhrparks verantwortlich. Den befehlshabenden Offizier, den eigentlichen Verantwortlichen, Leutnant J., konnte man nicht zur Rechenschaft ziehen, da er etwa im November 1944 bei Geilenkirchen gefallen war.

Im Frühjahr 1946 tauchte in Fürth ein amerikanischer Ermittlungsbeamter auf und suchte Zeugen. Augenzeugin Emmi Biehl erinnert sich, der Mann sei auch zu ihnen ins Haus gekommen. Dort habe er noch NS-Propagandamaterial herumliegen sehen, das er als Souvenir habe erwerben wollen. Der Beamte habe auch im Ort freigebig Schokolade verteilt. Auch in Dörrenbach war der Amerikaner tätig. Dort sprach er zum Beispiel gezielt Dieter Volz an, der ihm seine Beobachtungen schilderte, worauf der Mann antwortete: „*Sie haben uns sehr geholfen*“.

Im April 1947 war es so weit, dass Staatsanwalt Harold E. Kuhn vor dem Oberen Militärgericht in Dachau Anklage wegen rechtswidriger Ermordung eines Kriegsgefangenen gegen Otto P. und Josef Schmilz erheben konnte. Das Gericht tagte am 2. und 3. April 1947 unter dem Vorsitz von Col. Albert S. Barden. Als Verteidiger fungierte Claude Delitala. Aus Fürth sagten folgende Zeugen aus: Jakob Kiefer, Lydia Ullrich, Ludwig Schramm, Ida Schramm, Reinhold

Schramm und Daniel Spreier. Die Gerichtsdolmetscher hatten es bisweilen nicht leicht, die Leute aus dem Saarland zu verstehen. Einmal unterbrach einer von ihnen sogar die Verhandlung mit der Bemerkung: *„Darf ich das Gericht darauf hinweisen, dass der Mann mehr Bayerisch als Deutsch spricht und dass es sein kann, dass ich einige Worte nicht mitbekomme. Ich bezweifle es zwar, aber es ist möglich.“*

Es stellte sich bald heraus, dass Josef Schmilz mit dem Verbrechen überhaupt nichts zu tun hatte. Als das Flugzeug abgestürzt war, eilte er zunächst zur Absturzstelle. Von dort aus beobachtete er, wie zwei Fallschirmspringer Richtung Dörrenbach trieben, denen er sofort zu Fuß folgte. Ein dritter Schirm trieb Richtung Werschweiler. Nachdem er die beiden Flieger beim Dörrenbacher Bahnhof gefangen genommen hatte, übergab er sie der in Dörrenbach stationierten Einheit und kehrte nach Fürth zurück. Dort war er dann damit beschäftigt, die Fahrzeuge der Abteilung für den unmittelbar bevorstehenden Aufbruch vorzubereiten. Dabei bemerkte er auch die Menschenansammlung vor dem Hause Kiefer und den gefangenen Soldaten, wusste aber nicht, was weiterhin geschah.

Den kommandierenden Offizier, Leutnant J., beschrieb Schmitz bei dem Prozess als arrogant und brutal. Dieser habe seine Ausbildung an einer NS-Führerschule erhalten und sei Propagandaoffizier ihrer Einheit gewesen. Der zweite Angeklagte, Stabsgefreiter Otto P., sei sein - Schmilz' - Fahrer gewesen, sei aber nach der Ankunft in Geilenkirchen von Leutnant J. zu den Panzern an die Front versetzt worden. Er selbst habe erstmals von der Erschießung im November 1946 gehört, als er in Ludwigsburg verhört worden sei. Dort sei er seit dieser Zeit im Polizeigefängnis eingesperrt gewesen. Schmitz wurde nach Abschluss der Beweisaufnahme nach nur zehnminütiger Beratung des Gerichtes freigesprochen.

Anders erging es Otto P. Am 13. September 1944 half er vormittags dem Bauern, bei dem er einquartiert war, Jakob Kiefer, auf dem Feld Grünfutter aufzuladen. Da kam Hauptmann Walter Schmidt, der in St. Wendel einquartierte Motoroffizier des Regiments, mit dem Motorrad zu ihnen gefahren und bat P, von Beruf Friseur, mit ihm zu kommen, um ihm die Haare zu schneiden. P. setzte sich also auf den Soziussitz, und gemeinsam fuhren sie den Abhang hinunter zur Hauptstraße. Da sahen sie, wie das Flugzeug abstürzte. In Fürth angekommen, trafen sie an einer Kreuzung Oberzahlmeister Kamis. Otto P. mußte vom Motorrad absteigen, und Kamis setzte sich an seiner Stelle auf den Soziussitz. Schmidt und Kamis fuhren dann - wie gesehen - gemeinsam weg und griffen Andrews bei Breitenbach auf.

Stabsgefreiter Otto P. wollte nun in sein Quartier bei Familie Kiefer gehen, um die Werkzeuge für den ins Auge gefassten Haarschnitt zu holen. Doch die Aufregung war groß, alles rief durcheinander, und seine Einheit wurde in Alarm versetzt, um die herabschwebenden Fallschirmspringer aufzuspüren und gefangenzunehmen. Er eilte zu seinem Quartier in der Bergstraße 1, griff sich seine Maschinenpistole und lief damit Richtung Ortsmitte. Da hielt der Fahrer des Kommandeurs mit dem Auto an. Otto P. stieg ein, und sie fuhren nach Werschweiler, wo sie einen Fallschirm niedergehen sahen. Doch dort hatten schon andere den Fallschirm in Beschlag genommen, der leer, ohne Mann, heruntergekommen war. Otto P. und der Fahrer setzten dann ihre Suche bei einem Wald fort, fanden aber niemanden und kehrten nach Fürth zurück.

Nun spielten sich die entscheidenden Szenen ab. Für Otto P. war es in gewisser Weise tragisch, dass er gerade in jenen kritischen Augenblicken zum Hause Kiefer zurückkam, dazu noch mit einer Maschinenpistole bewaffnet, als der kommandierende Offizier mit dem gefangenen Stephen J. Andrews beschäftigt war. Um Leutnant J. und Andrews standen eine Reihe von Soldaten, alle unbewaffnet, einige Fürther Einwohner und etliche Schulkinder. Leutnant J. stellte Andrews einige Fragen in Englisch, doch dieser reagierte überhaupt nicht, möglicherweise, weil er immer noch unter Schock stand. Der Leutnant drehte sich daraufhin

um und befahl Otto P, den Soldaten auf Waffen und Munition zu durchsuchen. Otto P. gab seine Maschinenpistole einem seiner Kameraden, durchsuchte Andrews, fand aber nichts. Leutnant J. war währenddessen kurz weggegangen und kam dann wieder. „Was sollen wir jetzt mit dem Kerl machen?“ fragte er die anderen Soldaten. Und diese, einschließlich Otto P, gaben ihm einmütig zur Antwort, der Mann müsse zum Divisionshauptquartier und von dort in ein Gefangenenlager überstellt werden. Daraufhin Leutnant J.: *„Quatsch, wir haben kein Benzin. Los, P, erschießen Sie sofort den Mann! Gehen Sie mit ihm 100 m hinter die ersten Häuser.“* Trotz erneuter Hinweise der anderen auf das vorgeschriebene Verfahren bestand J. auf dem Befehl und forderte Otto P. auf: *„Beeilen Sie sich!“* Und die Obergefreiten Franz Karner, Franz Artner und Josef Gillmaier wies er an, mit einem Spaten ausgerüstet Otto P. zu begleiten und den Gefangenen sofort zu begraben. Unter den Augen der Fürther Einwohner, insbesondere von denjenigen in der Bergstraße (Auf der Steige), marschierten die Männer mit Andrews zusammen den etwa 400 m langen Anstieg hinauf. Links von dem Amerikaner gingen Karner und Artner, einige Schritte dahinter folgte Otto P. mit seiner Maschinenpistole, die er an der Seite hängen hatte. In der Bergstraße 51 passierten sie das letzte Haus der Straße, in dem auf der rechten Seite die Familie Schramm wohnte, und gingen auf dem anschließenden Feldweg noch etwa 80 m weiter. Während Andrews noch am Gehen war, zielte Otto P. von hinten aus 2 m Entfernung auf die Herzgegend und drückte ab. Von einem Feuerstoß getroffen, fiel der Amerikaner sofort nach rechts um. Nach etwa 3 Minuten versetzte ihm Otto P. einen zweiten Feuerstoß, diesmal in den Kopf. Dann durchsuchte er den Mann. Augenzeuge Reinhold Schramm, der der Gruppe gefolgt war und das Geschehen aus allernächster Nähe beobachtete, bezeugte vor Gericht, Otto P. habe dabei dem Toten die Dienstmarke abgenommen. Letzterer bestritt dies jedoch ausdrücklich und gab an, er habe keinerlei Identifikationskennzeichen finden können. (Die beiden Dienstmarken fand man nach dem Krieg bei einer zweiten Exhumierung am Hals des Toten.) Nach weiteren 3 Minuten feuerte R dann eine dritte Salve auf den Amerikaner, erneut in den Kopf. Zwei oder drei Soldaten - inzwischen war Gillmaier wohl noch hinzugekommen - begruben ihn sogleich etwa 10 m von der Stelle unter einem Kirschbaum. Otto P. ging unterdessen zurück in den Ort und erstattete Leutnant J. Vollzugsmeldung. *„Gut so“*, kommentierte dieser.

Die Erschießung sei für ihn „sehr deprimierend“ gewesen, erklärte Otto P. dem Gericht. *„In jenem Augenblick wusste ich nicht mehr, was ich tun sollte oder wo ich war.“* Seit den Ereignissen in Fürth habe er Schwierigkeiten, klare Gedanken zu fassen. Durch seinen Verteidiger auf die Möglichkeit der Befehlverweigerung hingewiesen, gab Otto R dem Gericht zu Protokoll:

„Noch heute sehe ich keinen Weg, wie ich die Erschießung hätte verhindern können. Wäre ich weggelaufen, hätten sie mich wieder gefangen, und ich wäre auf der Stelle selbst erschossen worden oder vor ein Kriegsgericht gestellt worden“.

Am Schluss des Verfahrens benötigte das Gericht nur 15 Minuten, um sein Urteil zu fällen. Der Angeklagte wurde zu lebenslänglichem Freiheitsentzug verurteilt und in das Kriegsverbrechergefängnis Nr. 1 in Landsberg am Lech eingewiesen. Die Verteidigung ging in die Berufung mit der Begründung, der Befehlsnotstand, in dem sich Otto P. befunden habe, sei nicht genügend berücksichtigt worden, und das Strafmaß sei zu hoch. Im August 1947 wurde das Urteil aber bestätigt. Im Jahr 1951 überprüfte ein amerikanischer Untersuchungsausschuss auf Antrag des Anwaltes von Otto P. noch einmal das Urteil und schlug eine Abmilderung auf 10 Jahre Freiheitsentzug vor. Daraufhin wurde das Strafmaß auf 20 Jahre Gefängnis herabgesetzt, mit Wirkung vom Zeitpunkt seiner Verhaftung im Jahr 1945, zumal Otto P. vom Gefängnisdirektor gute Führung und in seinem Heimatort ein guter Ruf bestätigt wurden. Es ist anzunehmen, dass der Verurteilte dann im Zuge von Amnestien in den fünfziger Jahren vorzeitig aus der Haft entlassen wurde.

MILITARY GOVERNMENT COURT
MILITÄRGERICHT

Order on Review
Verfügung nach Überprüfung

Case No. 12-1993
Strafsache Nr. 12-1993

Order No.
Verfügung Nr.

Whereas one Otto [redacted]
(Name of Accused) (Name des (der) Angeklagten)

was convicted of the offence of wrongfully killing a prisoner of war
wegen der folgenden strafbaren Handlung rechtswidrige Ermordung eines Kriegsgefangenen

by the ~~1st~~ Military Court
~~General~~ at Dachau, Germany
~~by the~~ in Dachau, Deutschland
vom ~~1st~~ Militärgerichte (Address of Court)
~~Oberer~~ (Anschrift des Gerichts)

and sentenced to imprisonment for life, commencing forthwith
schuldig erkannt und zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt, mit Wirkung ab sofort

by Judgment dated the 3 April 1947
durch Urteil vom 3 April 1947 194 and
(date) (Datum)

Whereas the case has now come before me by way of review and after due consideration and in
Diese Strafsache ist mir zur Überprüfung vorgelegt worden und nach entsprechendem Studium des Sach-
exercise of the powers conferred upon me, I hereby order:
verhalte und in Ausübung der mir übertragenen Befugnisse verfüge ich:

That the findings and sentence are approved. The Commanding General, First
Military District, will confine Otto [redacted] in War Criminal Prison No. 1, Landsberg,
Germany, for the duration of his life.

Dass der Befund und das Urteil bestätigt werden. Der kommandierende General, vom
Militärbezirk I, wird die lebenslängliche Inhaftierung von Otto [redacted] im
Kriegsverbrechergefängnis Nr. 1, Landsberg, Deutschland, veranlassen.

*Urteilsbestätigung des Militärgerichts Dachau im Prozess gegen Otto P.
(National Archives, College Park, Maryland)*

Was sich damals in Fürth abspielte, ist in zweifacher Hinsicht tragisch. Stephen J. Andrews musste sterben, weil ein unter Zeitdruck stehender gewissenloser deutscher Offizier dies für die bequemste Methode hielt, einen unwillkommenen Fallschirmspringer schnell loszuwerden. Otto P.'s junges Leben wurde verpfuscht, weil er gerade im falschen Augenblick mit Waffe auftauchte und er einem Befehl gehorchte, dessen Legitimität er selbst anzweifelte.

Als nächste Verwandte hatte Andrews seine Tante in Wood-Ridge, New Jersey, und seinen Sohn Leonard in Princeton, New Jersey, damals 11 Jahre alt, angegeben. Letzterer lebte bei seiner Mutter Julia Durkin, Andrews' Ex-Frau. Nachforschungen durch den Autor nach Verwandten in Wood-Ridge wurden bei der dortigen Stadtverwaltung mit Wohlwollen registriert und nach Kräften unterstützt. Es wurden auch Einwohner gefunden, die sich noch gut an die Tante erinnern können. Noch lebende Nachbarn von ihr berichten, sie hätten auch ihren Neffen gekannt, er habe aber nur kurze Zeit bei der Tante gewohnt. Verwandte konnten zunächst keine mehr lokalisiert werden. Stephen J. Andrews wurde am 9. Februar 1946 um 10 Uhr auf dem amerikanischen Soldatenfriedhof in St. Avold beigesetzt. Dort liegt er heute in Parzelle K, Reihe 14, Grab 25 beerdigt.



Grab von Stephen J. Andrews auf dem amerikanischen Militärfriedhof St. Avold /Lothringen.
(Foto: Klaus Zimmer)

Dann gelang es über verschlungene Pfade doch noch, den Sohn von Andrews, Len Andrews, in Gettysburg, Pennsylvania, zu lokalisieren. Im Sommer 1999 konnte ihn der Verfasser zusammen mit seiner Familie und dessen Frau dort 10 Tage lang besuchen. Len Andrews war bis 1975 auf dem Luftwaffenstützpunkt Ramstein stationiert. Er wohnte damals mit seiner Familie in Hütschenhausen, ohne zu wissen, dass dies nur wenige Autominuten von dem Ort entfernt war, wo sein Vater umgekommen war. Es erübrigt sich zu betonen, dass der Besuch in Gettysburg ein sehr bewegendes Erlebnis war, zumal der Verfasser auch eine Einladung erhalten hatte, im Rathaus von Gettysburg einen Vortrag über seine Forschungen und die Ereignisse in Fürth zu halten.

Wir können uns jetzt ein Bild von dem Lebensweg des in Fürth erschossenen Andrews machen. Stephen J. Andrews wurde im Jahr 1908 geboren, hieß eigentlich Stefan Juri Ondra und war der Sohn slowakischer Einwanderer in die USA. Die Eltern zogen schon bald mit der Familie wieder zurück in ihr ursprüngliches Heimatdorf Smazany in der Slowakei. Als Stefans Vater bei einem Forstunfall umkam, heiratete seine Mutter Julia geb. Laszlo einen Mann namens Hruba. Stefan alias Stephen kehrte im Alter von 16 Jahren 1924 in die USA zurück, wo er zunächst bei seinem Onkel Joseph Laszlo unterkam und dann als Hausmeister auf einem Landgut arbeitete. Dort lernte er auch die englische Sprache, heiratete und versah danach verschiedene Berufe in verschiedenen Orten in der Nähe von New York.

Schon immer war Stephan Andrews ein Flugzeugbegeisterter gewesen, was sich auch darin niederschlug, dass er privat Flugstunden nahm. Dass er während des Krieges zur Luftwaffe eingezogen wurde, kam seinen Neigungen entgegen. Eigentlich sollte er nach seiner Ausbildung zum Funker in den Pazifik versetzt werden, landetet aber schließlich in England. Es folgen hier einige Zitate aus Stephen Andrews letzten Briefen an seinen Sohn, die er von seiner Luftwaffenbasis aus nach Hause schickte.

England, 29. Juli 1944

Liebster Lenny,

ich habe deine beiden letzten Briefe erhalten, wollte aber erst antworten, wenn du zu Hause bist. Deine Briefe waren großartig, und ich war so froh, von dir zu hören. Du solltest deinem Vater noch öfter schreiben. (...) Was mich betrifft, so führe ich hier ein recht ruhiges Leben. Es gibt zur Zeit nur wenige Einsätze. (...) Ich bin gerade von einem Ausgang zurückgekommen und habe einige Dinge bekommen, nach denen ich schon lange gesucht habe. Ich habe mir einige Bücher über das Funken gekauft, und wir haben jetzt alle möglichen Bücher zu diesem Thema. Wenn wir uns wiedersehen, werden wir einige Funkgeräte zusammenbauen. (...)

Schick mir doch mal etwas von eurem überschüssigen Sonnenschein hierher! Ich hoffe, es geht dir gut und frage mich, wieviel du inzwischen gewachsen bist. Du siehst auf dem Bild großartig in deinem weißen Anzug aus. (...) Ich bin sehr stolz auf dich, sei also ein braver Junge und wachse auf zu einem netten jungen Mann und Gentleman. (...)

England, 20. August 1944

Liebster Lenny,

ich habe etwa drei Briefe von dir erhalten und bin einfach nicht dazu gekommen, dir früher zu antworten. Ich habe einen langen ermutigenden Brief von Long Island bekommen. Darin konnte ich lesen, was für ein netter Junge du bist, und all das hat mich sehr, sehr stolz auf dich gemacht. (...) Ich denke ständig an dich und bete, dass es dir gut gehen möge. Vielmals jeden Tag denke ich an dich. (...) Ich bin sehr stolz auf dich, weil ich nur Gutes über dich höre. Mach weiter so. Ich kann es kaum noch erwarten, dich wiederzusehen, und es könnte schon bald dazu kommen.

Herzliche Grüße an alle.

In Liebe,

Dein Vater.

Das waren Stephen Andrews letzte Zeilen an sein einziges Kind, seinen Sohn Len Andrews. Stephen Andrews' Cousine schreibt über ihn:



*Stephen J. Andrews war schon immer von Flugzeugen begeistert.
(Foto: Len Andrews)*

“Er war eine sanfte, freundliche Person, immer gut gelaunt, und sein Leben nahm ein allzu jähes Ende. Der Krieg hat das Leben vieler Menschen verändert, auch dasjenige von denen, die ihn unbeschadet überstanden haben. Wir können nicht sagen, was aus ihm geworden wäre, wenn er ihn überlebt hätte oder was er in seinem Leben noch erreicht hätte. Eines ist aber sicher: er wäre seinem Sohn ein guter Vater gewesen. Er war so stolz auf ihn.”

Len Andrews hat dem Autor anlässlich des Besuchs im Jahr 1999 seinen tief empfundenen Dank für die Forschungsarbeiten ausgesprochen, die für ihn nach einem halben Jahrhundert endlich Licht in das Schicksal seines Vaters gebracht haben. Um dieses Empfinden zu untermauern, hat er dem Autor die beiden Abzeichen als Geschenk mitgegeben, die sein Vater auf seiner Ausgehuniform trug. Eins davon stammt von der Uniform, die Stephen Andrews auf dem beigefügten Porträtfoto anhat, das zweite gehört zur Uniform, die er auf dem Besatzungsbild trägt.



*Schulterabzeichen von den Ausgehuniformen von Stephen J. Andrews.
(Geschenk von Len Andrews an Klaus Zimmer)*

Gefallen bei Fürth: Charlie J. Fowlkes



Heckschütze Charlie J. Fowlkes.

(Foto: Guy Fowlkes)

Heckschütze Charlie J. Fowlkes sprang unmittelbar nach Andrews, zwischen Altenkirchen und Breitenbach, durch die Luke am Rumpf aus der qualmenden Maschine ab. Kugelturmschütze Lawrence und Flugingenieur Dobson sahen gerade noch, bevor sie selbst absprangen, wie sich der Fallschirm von Fowlkes öffnete. Wenn nichts besonderes passiert wäre, wäre Fowlkes wohl irgendwo zwischen Breitenbach und Dörrenbach gelandet. Doch keiner der Überlebenden hörte jemals wieder etwas von ihm, keiner konnte sich nach dem Krieg erklären, was mit ihm geschehen war.

Zahlreiche Augenzeugen sahen jedoch von verschiedenen Standpunkten vom Boden aus, was passierte. Peter Andres zum Beispiel, dessen Vater damals zusammen mit der Familie als Polizist in Lautenbach wohnte, konnte von dort aus die letzte Flugphase genau beobachten. Helmut Wem sah vom Daumerenberg bei Werschweiler aus, was sich in den Sekunden vor dem Aufprall abspielte. Heinrich Kremp beobachtete von Steinbach aus mit dem Fernglas das Geschehen. Von Fürth aus konnte Rudi Scheidhauer die Ereignisse verfolgen. Und Hildegard Jacob, damals 20 Jahre alt, arbeitete nur etwa 200 m entfernt von der Absturzstelle in einem Kartoffelfeld. Es ergibt sich folgendes Bild: Fünf Fallschirme öffneten sich ziemlich gleichzeitig im Bereich Breitenbach, zuerst zwei (Andrews, Fowlkes), dann weitere drei (Lawrence, Dobson, Funk). Fowlkes prallte in der Luft mit der rechten Tragfläche des Flugzeuges, das noch eine Schleife geflogen war, zusammen. Dabei lösten sich die Fallschirmleinen. Sekunden später schlug dieser Amerikaner neben der alten Bahnhofstraße ohne Fallschirm in einer Wiese auf. Ganz in der Nähe kam auch die Tragfläche herunter. Fowlkes war möglicherweise schon tot, bevor er auf dem Boden aufprallte.

Erwin Stuber, aus Hoof stammend und heute in Krottelbach wohnhaft, war damals Schmiedelehrling bei der Fima Dilk in Fürth. Wie die anderen Leute in Fürth auch, sah er Fallschirme durch die Luft gleiten, zwei davon in Richtung Dörrenbach (Funk und Dobson). Schnell lief er die Bahnhofstraße, die heutige Weiherstraße, entlang, um an Ort und Stelle zu sein, wenn die beiden Flieger bei Dörrenbach landen würden. Während er lief, explodierte oberhalb von Fürth das Flugzeug am Boden. Dann segelte plötzlich die abgebrochene Tragfläche an ihm vorbei und knallte etwa 80 m entfernt mitten auf die Straße. Ein mit dem Motorrad Richtung Fürth fahrender Feldpolizist konnte gerade noch ausweichen. Nur Sekundenbruchteile danach hörte Stuber hinter sich einen dumpfen Aufschlag. Als er sich umdrehte, machte er eine grausige Entdeckung: ein toter Soldat lag auf dem Boden, nur 2 bis 3 Meter von ihm entfernt. Beinahe wäre der Mann auf Stuber gefallen und hätte ihn womöglich erschlagen. Er war von kleiner Statur und lag in einer 50 bis 60 cm tiefen Mulde, die durch den Aufprall auf dem weichen Wiesenboden entstanden war. Sein Bauch war blutig und zermatscht. Die Stelle befand sich in einem Kleestück, das sich damals vom Gebiet der heutigen Baumaschinenfirma Stoll über die heutige B 420 hinweg bis in die Nähe der heutigen Häuser am Butterpfad erstreckte. Fowlkes lag an

einer Stelle, die sich jetzt - in Richtung Ottweiler gesehen - rechts der B 420 befindet, unmittelbar an der Gemarkungsgrenze Fürth/Dörrenbach. Erwin Stuber lief nach dem Aufprall des Fliegers weiter Richtung Dörrenbach, wo er Zeuge der Gefangennahme von Funk und Dobson wurde. Dann kehrte er auf einem anderen Weg nach Fürth zurück. Was weiter mit dem Toten geschah, den er im Tal gesehen hatte, weiß er nicht.

Heckschütze Charlie J. Fowlkes, gefallen am 13. September 1944 bei Fürth (Foto; Guy P. Fowlkes, Providence, NC)

Zahlreiche andere Augenzeugen können hierzu nähere Angaben machen. Peter Andres zum Beispiel erinnert sich, das Gesicht des Toten sei ganz aufgedunsen gewesen. Der Mann habe seine volle Fliegermontur einschließlich seiner Stiefel angehabt. Ein deutscher Soldat sei gekommen und habe den Mann durchsucht. Dabei, so Günther Kennel, habe er auch den Reißverschluß der Fliegerjacke aufgezogen und in der Innentasche Ausweisfotos gefunden. Es sei aufgefallen, dass der Amerikaner auf den Bildern mit dunklen Haaren zu sehen gewesen sei, während er als Toter graue Haare gehabt habe. Der deutsche Soldat habe ihm erklärt, die Haar- und Gesichtsfarbe von Menschen, die bei extremem Schockzustand ihr Leben verlieren würden, verschiebe sich oft ins Graue. Heiner Hoffritz berichtet ebenso, der Tote habe ganz graue Haare gehabt und habe sei im Gesicht ganz entstellt gewesen. Auch die Beintaschen in den olivgrünen Fliegerhosen wurden durchsucht. Der deutsche Soldat habe sich bei der ganzen Aktion blutige Hände geholt, berichtet Peter Andres.

Zahlreiche andere Augenzeugen beobachteten, wie ein leerer Fallschirm etwa eine halbe Stunde lang in der Luft schwebte und schließlich in Werschweiler beim alten Schulhaus herunterkam. Um diesen Fallschirm - es kann sich nur um den von Fowlkes gehandelt haben - stritten sich dann in Werschweiler verschiedene Soldaten und Zivilisten. Helmut Wem sah, dass er teilweise beschädigt war. Günther Müller bemerkte, dass sich an den Fallschirmleinen Blut befand. Schließlich kam ein Offizier mit dem Auto vorbei und nahm den Fallschirm mit.

Alle Augenzeugen stimmen darin überein, dass der Tote nur eine außerordentlich geringe Körpergröße aufwies, etwa 1m bis 1,20 m. Man deutet dies dahingehend, seine Beine seien durch den Aufschlag auf den Boden so stark zusammengestaucht worden, dass der Körper auf die Größe eines Zwerges geschrumpft sei. Diese Feststellung ist vermutlich auch richtig. Sie muss allerdings etwas relativiert werden, denn Charlie Fowlkes war ohnehin nur ca. 1,60 m groß, also ungewöhnlich klein. Dieter Volz aus Dörrenbach sah nachmittags gegen 14.30 Uhr den Toten am Butterpfad liegen. Er berichtet von dem entstellten Gesicht und den blutgetränkten Kleidern. Die Stiefel habe er noch angehabt, sie seien mit Blut getränkt gewesen. Man habe versucht, sie auszuziehen, doch die Füße seien so angeschwollen gewesen, daß dies nicht gelungen sei. Fowlkes wurde noch am gleichen Tag durch deutsche Soldaten in ein Handwägelchen gelegt, mit diesem zum Fürther Friedhof gefahren und dort begraben.

Noch 1945 beobachtete Rudi Scheidhauer, wie in Anwesenheit von amerikanischen Soldaten zwei Fürther Einwohner die Leichen von drei amerikanischen Soldaten auf dem Friedhof ausgraben mußten. Es habe sich um den stark verkürzten Körper des Toten am Butterpfad, den von Kugeln durchsiebten Körper des Erschossenen und die Leiche eines am 19. März 1945 gefallenen Panzersoldaten gehandelt. Weitere tote Amerikaner, so bezeugen auch alle anderen Fürther - auch die, die 1947 im Dachauer Prozess aussagten - habe es mit Ausnahme des im Flugzeug verbrannten Soldaten im Bereich ihres Dorfes keine gegeben. Die amerikanischen Exhumierungsakten lassen erkennen, dass Fowlkes zusammen mit Andrews und dem Panzersoldaten Leutnant Ralph H. Rinker in Fürth im gleichen Grab beigesetzt war.

Über den familiären Hintergrund und den Lebensweg von Charlie Fowlkes wissen wir recht gut Bescheid. Er wurde 1923 geboren und stammte aus Providence, North Carolina. Zunächst half er zuhause im Familienbetrieb, einer Tabakplantage, danach arbeitete er auf einer Werft in Virginia. Er wurde im Krieg zu einer Panzereinheit nach Camp Hood in Texas eingezogen, dann aber 1942 - wohl weil die Luftstreitkräfte Leute brauchten - auf einen Luftwaffenstützpunkt versetzt. Aufgrund seiner kleinen Statur eignete er sich besonders gut als Heckschütze, weil es im Waffenturm im Heck besonders eng war. Am 1. Januar 1943 bemerkte er in einem Brief an seinen sieben Jahre jüngeren Bruder Guy Fowlkes, den er auf dem Luftwaffenstütz-

punkt Harlingen Field in Texas schrieb, er und seine Kameraden hätten in der Ausbildung schon Munition im Wert von \$ 5000 verschossen. Im April 1944 berichtete er von einem Sandsturm auf seiner Basis, in dem man noch nicht einmal einen Meter weit klar sehen konnte und der dazu führte, dass sich in der Unterkunft auf alles eine 2 cm dicke Sandschicht legte und die Leute sogar mit Sand im Mund herumliefen.

Seinen letzten Brief nach Hause brachte Charlie Fowlkes am 12. September 1944 zu Papier, als er auf dem Luftwaffenstützpunkt Eye in England stationiert war, nur zwei Tage vor seinem tragischen Tod bei Fürth. Am Tag zuvor hatten er und seine Kameraden nach einem Monat der Umschulung erstmals einen Einsatz in einer B 17 geflogen, nach Brest in Frankreich. Im Spätsommer 1944 hatte Fowlkes für „Tapferkeit, Besonnenheit und Geschick“ einen Orden verliehen bekommen. *„Ich kann Euch jetzt nicht sagen, wofür ich die Air Medal bekommen habe. Das erkläre ich Euch, wenn ich wieder zuhause bin“*, schreibt er seinen Verwandten. Ein Schulkamerad von ihm wurde vermisst. *„Vielleicht taucht er irgendwo in Frankreich auf, und ich hoffe, er ist nicht gefallen. Aber das wird sich erst mit der Zeit klären.“* Am Tag nachdem Fowlkes diesen Brief geschrieben hatte, flog er mit der Funk-Besatzung nach Magdeburg und einen Tag später, am 13. September 1944, nach Ludwigshafen, wobei ihre Maschine, wie gesehen, auf dem Rückflug bei Fürth abstürzte.

Navigator Quinn schrieb im Dezember 1945 über Fowlkes: *„Von allen Besatzungsmitgliedern mochte ich ihn am liebsten. Er war stets ein guter Arbeiter, immer fröhlich, ein Mann, auf den man sich immer verlassen konnte.“ Und Bombenschütze Stokes charakterisiert ihn in einem Brief an den Autor vom März 1996 als „ziemlich zurückhaltend und sehr sympathisch“.*

Bis Ende 1945 wusste die Familie nicht, was mit Charlie Fowlkes geschehen war. Es war ihr nur bekannt, dass andere Besatzungsmitglieder gesehen hatten, wie sich sein Fallschirm öffnete. Er wurde für tot erklärt. Als man ihn auf dem Fürther Friedhof gefunden hatte, wurde er zunächst dort wieder begraben. Aufgrund seiner Zahnformel, der Körpergröße und seiner Wäschereinummer konnte er später einwandfrei identifiziert werden. Eine Dienstmarke war nicht mehr vorhanden. An Kleidungsstücken fand man im Grab weiße Unterwäsche, einen elektrisch beheizbaren Fliegeranzug, eine olivgrüne Fliegerkombi, einen Lederanzug und ein Paar Schuhe. Beide Hände sowie das Gesicht waren zerschmettert. Am 9. Februar 1946 wurde er auf den amerikanischen Militärfriedhof St. Avold umgebettet. Die sterblichen Überreste wurden schließlich in die Vereinigten Staaten überführt. Charlie Fowlkes wurde am 2. März 1950 auf dem Friedhof der baptistischen Gemeinde seiner Heimatstadt mit militärischen Ehren beigesetzt. Im Frühjahr 1996 gelang es dem Autor, den jüngeren Bruder von Fowlkes, Guy Fowlkes, in Providence, North Carolina, aufzuspüren. Dieser war sehr dankbar dafür, 52 Jahre nach dem Geschehen, völlig unerwartet, endlich Aufschluss darüber zu bekommen, was mit seinem einzigen Bruder - weitere Geschwister hat er nicht - im Jahr 1944 geschehen war. *„Als ich zuerst davon hörte, hat mich das zutiefst bewegt, weil wir vorher davon überhaupt nichts wußten. Auch nach vielen Jahren ist so etwas immer noch sehr schwer zu verkraften.“* Wieder wurde der Autor durch die lokale Presse interviewt. In großer Aufmachung berichtete der „Danville Register and Bee“ in einer Titelstory über die Forschungsergebnisse. Der Bericht rief ein lebhaftes Echo hervor. Guy Fowlkes erhielt zahlreiche Telefonanrufe und Briefe von Menschen, die ihm Trost und Ermutigung zusprachen.

Gefalten bei Fürth: Robert N. Lincoln

Robert N. Lincoln war der obere Rumpfturmschütze. Er flog die ersten Einsätze mit der Besatzung, war dann aber für längere Zeit nur auf dem Boden stationiert und nun erstmals wieder dabei. Nachdem Pilot Funk sich sicher war, dass alle anderen abgesprungen waren, stand er von seinem Pilotensitz auf und drehte sich um, weil er sich hinunter in den Bug



Die Absturzstelle am Rande von Fürth

(Foto: Klaus Zimmer)

begeben wollte, um dort als letzter ebenfalls hinauszuspringen. Zu seiner großen Bestürzung sah er, dass Lincoln noch im Flugzeug war und in der Nähe des oberen Rumpfturmes stand. Eigenartigerweise war er gerade dabei, seine Fallschirmgurte auszuziehen. Funk schrie ihm entsetzt zu, er solle sofort wieder die Gurte und den Fallschirm anlegen und dann abspringen. Lincoln stand jedoch unter Schock. Er gehorchte zwar mechanisch, war jedoch wie versteinert. Er schien den Piloten überhaupt nicht zu bemerken und gar nicht richtig wahrzunehmen, was

um ihn herum geschah. Beide waren jetzt in einer sehr kritischen Lage. Das Flugzeug konnte jeden Augenblick nach unten stürzen. Pilot Funk konnte nicht mehr länger warten. Er versuchte, Lincoln mit sich herauszuziehen, im letzten Augenblick gelang es Funk noch, sich selbst durch Absprung durch den Bugausstieg zu retten. Was mit Lincoln geschah, bekam er nicht mehr mit.

Bei der Schnelligkeit, mit der sich die letzte Phase des Fluges abspielte, ist es unwahrscheinlich, dass es Lincoln noch gelang, seine Fallschirmgurte wieder anzuziehen und abzuspringen. Hildegard Jacob, die damals in unmittelbarer Nähe der Absturzstelle bei der Kartoffelernte war, sah nur wenige Sekunden vor dem Aufprall einen Insassen im Flugzeug stehen. Unauslöschlich ist diese Szene in ihrem Gedächtnis haften geblieben, obwohl es sich nur um einige Augenblicke handelte. Der Mann sei relativ groß gewesen, habe Fliegerkleidung angehabt und sei ein hübscher Kerl gewesen. Sie hätten einander ganz kurz angesehen. Dann sei die Maschine jedoch schon steil nach unten gegangen und in Bodennähe explodiert. Herausgesprungen sei keiner mehr. Für diesen Soldaten kommt nur Lincoln in Frage, weil alle anderen zu diesem Zeitpunkt schon das Flugzeug verlassen hatten. Er könnte versucht haben, noch im allerletzten Augenblick hinauszuspringen, was aber nicht gelang. Möglicherweise stand Lincoln im Cockpit oder im mit Plexiglas verkleideten Bug.

Das qualmende Wrack des Bombers roch nach verschmortem Fleisch. Unter den Trümmern fand man später ein verschmortes Handgelenk mit verbrannter Uhr, eine Schädeldecke mit verbrannter Fliegerhaube und versengten Haaren, einen verbrannten Fliegerstiefel, in dem noch das Bein steckte sowie einen angekohlten Beckenknochen mit verbrannter Haut. Rudi Scheidhauer hob an der Absturzstelle einen verbrannten Handschuh auf. Zu seiner Überraschung stellte er fest, dass darin noch eine verschmorte Hand steckte. Ein Soldat, der die Stelle abspernte, warf sie in den Krater, in dem der Bug lag. Auch Heiner Hoffritz sah diesen Handschuh, trat mit dem Fuß dagegen und bemerkte, daß noch Reste der Hand darin steckten. Der Ottweiler Arzt Dr. Kammenhuber erläuterte den Schaulustigen an der Absturzstelle verschiedene Leichenteile, die man entdeckt hatte und äußerte zunächst die Meinung, es seien zwei Leute in dem Wrack verbrannt. Bei Grabungen der Arbeitsgruppe „Vermisstenforschung“ im November 1996 und im März 1997 wurden unter Leitung von Uwe Benkel in den Trümmerresten die beiden Dienstmarken von Lincoln gefunden. Ferner tauchten ein Gelenkknochen von einem menschlichen Oberschenkel, mehrere britische Münzen, der Griff einer Fallschirmreißleine, zu einem Fallschirm gehörende Schnallen und Haken aus Metall sowie Gurtreste aus Stoffgewebe und die Reste einer Flakweste auf. Es kann somit als bewiesen gelten, dass Lincoln beim Aufprall der Maschine auf den Boden den Tod fand. Entdeckt wurden auch



Robert N. Lincolns Name befindet sich immer noch an der Wand der Vermissten auf dem amerikanischen Militärfriedhof St. Avold/Lothringen. (Foto: Klaus Zimmer)

mehrere hundert MG-Patronenhülsen, große Mengen von Aluminiumschrott, Drähte, Kabel, Teile von MG's und Reste von Motoren. Die Arbeitsgruppe hatte die amerikanischen Behörden in Landstuhl eingeschaltet, die alles dokumentierten.

Die Familienangehörigen von Lincoln in St. Louis, Missouri, mussten lange Jahre des vergeblichen Wartens und Hoffens durchleben. Seine Mutter, Ethel Lincoln, stand in regelmäßigem Kontakt mit den Müttern von Hedeon

und Fowlkes, die ja auch noch auf Nachricht von ihren Söhnen warteten. Im Januar 1945 wusste sie, dass die fünf Besatzungsmitglieder Funk, Quinn, Stokes, Dobson und Lawrence in deutscher Kriegsgefangenschaft waren. Frau Lincoln schrieb damals an die Mutter von Fowlkes:

„Vielleicht hören auch wir schon bald etwas von unseren Söhnen. Wir können nur hoffen und für ihre Sicherheit beten und alles Gott überlassen. Alles was wir tun können ist, an unserem Glauben an Gott und unserem Vertrauen auf ihn festzuhalten, ich denke, das ist es, was dieser Welt heute fehlt. Es gibt zu viele Leute, die es versäumen, auf Gott zu vertrauen.“

Noch im Jahr 1950 hatte die Mutter von Lincoln nicht ganz die Hoffnung aufgegeben, „daß Bob vielleicht noch irgendwo draußen in der bösen Welt am Leben ist“. Robert Lincoln wurde schließlich für tot erklärt. Sein Name ist auf dem amerikanischen Soldatenfriedhof St. Avold in Lothringen an der „Wand der Vermissten“ eingemeißelt.

Bei der Häufigkeit des Namens Lincoln und angesichts der Tatsache, dass St. Louis eine Großstadt mit 400.000 Einwohnern ist, ist es verständlich, dass heute Nachforschungen nach Angehörigen ziemlich aussichtslos sind. Die „St. Louis Post“ brachte im Juni 1996 eine kurze Notiz, auf die hin der Autor den Hinweis erhielt, dass die Familie nacheinander an zwei Adressen im „West End“ der Stadt, in einer ziemlich wohlhabenden Wohngegend, gelebt hatte.

Nach Grabungen der Arbeitsgruppe „Vermisstenforschung“ an der Absturzstelle, bei denen u. a. menschliche Knochenreste und die Dienstmarken und der Fallschirm von Lincoln gefunden wurden, übernahmen die amerikanischen Behörden den Fall und leiteten ein Verfahren ein, durch das der Status von Lincoln von „vermisst“ in „gefallen“ umgeändert werden sollte. Regierungsstellen suchten nach Angehörigen, um sie darüber zu benachrichtigen und die Beisetzung der bei den Grabungsaktionen gefundenen Überreste in die Wege zu leiten. Anlässlich eines Besuches beim Piloten Robert Funk und dessen Frau in der Nähe von Chicago im Sommer 2001 hat der Autor dann überraschend erfahren, dass die durch die Arbeitsgruppe Vermisstenforschung auf der Absturzstelle bei Fürth ausgegrabenen menschlichen Überreste des oberen Rumpfturmschützen Robert Lincoln im Jahr 2000 in St. Louis in Anwesenheit von Lincolns Schwester mit militärischen Ehren beigesetzt wurden. Die amerikanischen Behörden hatten es leider nicht für nötig befunden, die Arbeitsgruppe über diesen Vorgang zu informieren. Roland Geiger aus St. Wendel hat nachträglich noch herausgefunden, dass diese Beisetzung am 30. Juni 2000 auf dem Jefferson-Barracks-Nationalfriedhof in St. Louis stattfand.

Gelandet bei Dörrenbach: Robert G. Lawrence



Gelandet bei Dörrenbach: Kugelturmschütze Robert G. Lawrence (Foto: Robert G. Lawrence. Lawton. OK. USA)

Robert G. Lawrence, Kugelturmschütze, verließ das Flugzeug, nach dem Fowlkes abgesprungen war, wie dieser auch, durch die Luke an der rechten hinteren Rumpfseite. Als die „Bombo“ abstürzte, sahen von Dörrenbach aus Friedhelm Volz, damals 9 Jahre alt, und sein älterer Bruder Manfred, damals 16 Jahre alt, wie ein Fallschirmspringer es war Lawrence - über dem Schwarzen Weg niederging. Schnell liefen sie in diese Richtung. Sie fanden den Mann mit seinem Fallschirm in einer Eiche hängend. Der Baum stand, von Fürth aus gesehen, etwa 30 m von der B 420 entfernt auf der rechten Seite, nicht weit vom Ortsrand von Dörrenbach. Als der Soldat in seine Tasche griff, bekamen es die beiden Jungen doch etwas mit der Angst zu tun, denn sie meinten, er wolle einen Revolver ziehen. Manfred Volz rief noch in Englisch, er solle nicht schießen. Doch dann holte der Mann keinen Revolver, sondern ein Taschenmesser hervor, schnitt sich von dem Fallschirm los und stieg herunter. Er war von mittlerer Größe und noch in voller Fliegermontur. Seinen Fallschirm befreite er anschließend aus dem Baum, rollte ihn zusammen und ging mit den beiden Jungen Richtung Dorf. Schon bald

eilten andere Leute hinzu. Auch einquartierte Soldaten erschienen und übernahmen den Gefangenen. In nur wenige Minuten entfernten Ort lieferten sie ihn bei Ulrichs (Dorfstraße 12) ab, wo sich die Kommandantur befand. Dort saß Lawrence einige Zeit in der Küche. Der Fallschirmstoff wurde später unter verschiedene Dörrenbacher Einwohnerinnen aufgeteilt, die daraus Kleider nähten.

Soldaten brachten Lawrence schließlich mit dem Auto über den Weg durch die Hungerheck nach Werschweiler, wo sie ihn vor dem Haus des Bürgermeisters Karl Linxweiler abladen. Er wurde vermutlich deshalb nach Werschweiler gebracht, weil dort der Polizist Hermann stationiert war, zu dessen Bezirk auch Dörrenbach gehörte. Augenzeuge Helmut Wem erinnert sich noch genau daran, daß der Amerikaner ein schlanker Kerl mit kleinen Narben im Gesicht war, wie von Insektenstichen. Er trug keine Kopfbedeckung, war aber ansonsten in voller Fliegermontur gekleidet und hatte noch seinen beheizbaren Anzug mit den hervorstehenden Kabelanschlüssen und seine gefütterten Fliegerstiefel an. Die Beschreibung trifft genau auf Lawrence zu.

Einige Werschweiler Bauern machten Anstalten, den lässig Kaugummi kauenden Amerikaner mit ihren Peitschen zu verprügeln. Doch sie taten es dann doch nicht. Bei einer kurzen Befragung erzählte Lawrence den Deutschen nicht, dass er Amerikaner war, vermutlich gab auch er an, er sei Kanadier. Das Militär durchsuchte ihn und fand dabei eine Seidenkarte in Taschentuchformat, zwei Uniformknöpfe mit darin verstecktem Kompass, in die Uniform eingenähte Sägeblätter sowie in den Knietaschen Farbsäckchen, die im Falle einer Landung auf dem Meer das Auffinden erleichtern sollten -kurzum alles, was zur üblichen Standardausrüstung für den Fall eines Absprunges über Feindesland gehörte. Als es einige Wochen später regnete, färbte die Substanz den Hof des Werschweiler Bürgermeisters grün. Lawrence wurde schließlich vor Fuchse (Frohnhofer Straße) etwa zwei Stunden lang nacheinander durch den Polizisten Hermann und den Förster Krause bewacht und dann durch ein Militärfahrzeug abgeholt, das Richtung St. Wendel wegfuhr. Er verbrachte mit Funk und Dobson zusammen die folgende Nacht in einem Gefängnis, vermutlich im Amtsgerichtsgefängnis in St. Wendel.

Auch Lawrence wurde durch die Auswertestelle West in Oberursel und das Dulag Luft in Wetzlar geschleust. Dann landete er zusammen mit Flugingenieur Dobson im Stalag IV in Keifheide bei Beigard in Hinterpommern.

Besonders unangenehm in Erinnerung ist ihm, wie ihm ein Wachtposten mit dem Gewehrkolben vier Zähne ausschlug. Über seinen weiteren Weg berichtet er:

„Als der Krieg seinem Ende zuging, begannen die Wachen damit, die Gefangenen Richtung Westen zu führen. Es war ein langer Weg. Eines Abends wurde ich zusammen mit etwa 100 anderen zur Übernachtung in eine Scheune gesteckt. Nach einiger Zeit bemerkten wir, dass bei uns Leute waren, die nicht zu unserer Gruppe gehörten. Einige britische Kommandos waren in die Scheune gekrochen und sagten uns, wir würden am nächsten Morgen um 11 Uhr befreit werden. Wir marschierten auf einer Autobahn, und ziemlich genau um 11.02 Uhr sahen wir vor uns ein britisches Panzerbataillon anrücken. Und unsere deutschen Wachen suchten das Weite. Der Kommandeur des Panzerbataillons fuhr in einem Jeep, und genau in der Mitte der Windschutzscheibe, genau auf der Höhe seines Kopfes, befand sich ein Loch von einem Einschuss. Wir umringten ihn alte und betrachteten das Loch, und er sagte: 'ich bin nur der Ersatzmann'."

Nach dem Krieg absolvierte Lawrence ein vierjähriges Studium, betätigte sich danach zunächst als Wirtschaftsprüfer, wechselte dann als Vermögensberater zu einer Bank und avancierte schließlich zum Bankdirektor. Er lebt heute, schwer erkrankt, in Lawton, Oklahoma.

Gelandet bei Dörrenbach: Thomas Dobson und Robert W. Funk



Der Pilot der „Bombo“,
Robert W. Funk
(Foto: Robert W. Funk)

Etwa gleichzeitig verließen Flugingenieur Thomas Dobson und Pilot Robert W. Funk die brennende „Bombo“ und trieben Richtung Bahnhof Dörrenbach. Leutnant Josef Schmilz, wie schon gesehen bei der Artillerieeinheit in Fürth stationiert, eilte in Richtung der beiden Landeplätze und war als erster an Ort und Stelle. Dobson kam etwa 30 m hinter der alten Buche in einem Ackerfeld, Funk etwa 150 m davon entfernt in einem Acker „Im Langenthal“ zu Boden. Leutnant Schmilz zog seine Pistole, rief sie sofort an und bedeutete ihnen, sich zu ihm zu begeben. Das taten sie auch ohne Widerstand. Funk hatte sich bei der Landung den Knöchel verstaucht, hatte große Mühe zu gehen und humpelte nun, so gut er konnte, Richtung Dobson. Inzwischen waren auch etliche Dörrenbacher Einwohner gekommen und beobachteten, was geschah. „Wann du schieße wellsched, geh an die Front! Die do dun der nix meh“, mahnte ein Bauer den noch immer mit der Pistole herumfuchtelnden Deutschen zur Zurückhaltung. Leutnant Schmilz führte die beiden Gefangenen Richtung Dörrenbach, wobei Funk gestützt werden mußte, was vermutlich sein Kamerad tat.

In Dörrenbach waren damals etwa 30 Mann der Abwehrkompanie 314 einquartiert. Sie standen unter dem Kommando von Hauptmann Fritz Schulz aus Trier. Mit dazu gehörte auch Oberleutnant Max Adenauer, der Sohn des späteren Bundeskanzlers Konrad Adenauer. Diese beiden Offiziere kamen mit einem Militärfahrzeug, einem sogenannten Kübelwagen (Jeep), aus Dörrenbach angefahren. Ihnen übergab Schmilz die Amerikaner und eilte nach Fürth zurück, um dort den Fuhrpark seiner eigenen Einheit zum Aufbruch zu rüsten. Die aus Dörrenbach gekommenen Offiziere verhielten sich sehr kulant, sprachen mit den Amerikanern in Englisch und boten ihnen Zigaretten an. Es war sozusagen ein positives Kontrastprogramm zu dem, was sich in Altenkirchen und Fürth abspielte.

Kurt Stoll erinnert sich, dass Funk und Dobson noch ihre volle Fliegermontur an hatten: Fliegerhaube, gefütterter Anzug und gefütterte Pelzstiefel. Ein Dörrenbacher Bauer, der gerade

auf dem Feld arbeitete und sah, wie die beiden abtransportiert wurden, warnte Schulz und Adenauer: „*Wann ehr die Buwe omleeje, schlaan ich eich med de Gaaschel dood!*“ Die beiden wurden dann in der Dörrenbacher Ortsmitte abgeladen, wo sie zunächst mit erhobenen Händen stehen mußten. Schnell eilten die Leute herbei, um den ungewöhnlichen „Besuch“ in Augenschein zu nehmen. Berthilde Wem erinnert sich, es seien „zwei große bildhübsche Männer“ gewesen. Die Bewacher der Gefangenen wurden erneut durch eine Frau ermahnt: „*Schießend mer jo die Buwe ned dood!*“ Solche Äußerungen verdeutlichen, daß trotz des Zorns über die Bombardierung deutscher Städte die örtliche Bevölkerung im allgemeinen die Erschießung alliierter Flugzeugbesatzungen ablehnte. Funk und Dobson hatten auch das Glück, dass der lokale Befehlshaber in Dörrenbach besonnener reagierte als seine Kollegen in Altenkirchen und Fürth. Als Dieter Volz aus dem hintersten Frankental zurückkehrte, wo er die Abführung von Andrews beobachtet hatte, saß der Flieger mit der Fußverletzung (Pilot Funk) unter dem Lindenbaum bei Philbe und der andere (Flugingenieur Dobson) stand gegenüber unter dem Kastanienbaum bei Pidde. Es seien große Kerle mit schwarzen Haaren gewesen, berichtet Dieter Volz. Er sprach noch kurz mit den beiden in Englisch, wobei er sich mit Funk über dessen Fußverletzung unterhielt. Dann wurden die beiden Gefangenen mit einem Auto weggefahren und verbrachten zusammen mit Lawrence eine Nacht in einem Gefängnis, vermutlich im Amtsgerichtsgefängnis in St. Wendel.

Kurt Stoll trug damals zusammen mit einem Soldaten namens Willi in Dörrenbach die Feldpost aus. Willi hatte ihm immer erzählt, die Amerikaner hätten „Hörner wie die Büffel“, was Kurt Stoll auch glaubte. Als er aber mit eigenen Augen gesehen hatte, daß dies bei den beiden Fallschirmspringern nicht zutraf, stellte er Willi empört zur Rede. Dieser entgegnete: „*Das waren ja keine Amerikaner! Das waren Kanadier!*“

Funk, Dobson und Lawrence wurden am nächsten Tag per Güterzug nach Frankfurt und von dort zur Auswertestelle West in Oberursel gebracht. Dobson und Lawrence landeten schließlich im Stalag IV in Kiefheide in Hinterpommern. Pilot Funk wurde dem Offizierslager Stalag I in Barth an der Ostsee, bei Greifswald, zugewiesen, wo sich auch Bombenschütze Stokes und Navigator Quinn befanden. Thomas Dobson wurde in Fall River in Massachusetts geboren und war zum Zeitpunkt seiner Gefangennahme erst 19 Jahre alt. Seine Grundausbildung erhielt er im März 1943 in Miami Beach, Florida, und besuchte danach die Mechanikerschule für Liberator-Besatzungen in Keesler Field, Mississippi. Weitere Stationen waren Harlingen Field, Texas, und Muroc, Kalifornien. Die Familie wohnte seit mindestens 1940 in Irvington, New Jersey. Seine Eltern verzogen 1950 nach Clifton, New Jersey, doch schon 1952 wohnten sie nicht mehr dort. Thomas Dobson starb 1973 im Alter von 48 Jahren. Pilot Robert W. Funk wurde 1918 geboren und lebt heute in Tinley Park, Illinois.

Widersprüche in den Augenzeugenberichten

Dass Augenzeugenberichte nach über fünf Jahrzehnten in Details voneinander abweichen, ist normal. Es sei hier nicht verschwiegen, dass sich auch im vorliegenden Fall verschiedene Augenzeugen in einigen Punkten diametral widersprechen. So berichten manche, die „Bombo“ sei kurz vor ihrem Absturz noch von zwei deutschen Jagdflugzeugen beschossen worden, während andere dies ausdrücklich ausschließen. Luftkämpfe hätten sich zu jener Zeit nur in größerer Höhe abgespielt, die Jagdflugzeuge, die den Fürther Bomber umkreist hätten, hätten nicht gefeuert, behauptet die Gegenseite. Die Besatzungsmitglieder der „Bombo“ jedenfalls wissen von feindlichen Flugzeugen oder gar einem Beschuss nichts.

Eine Augenzeugin spricht davon, zwischen Breitenbach und Dörrenbach seien nicht nur zwei, sondern drei oder noch mehr Fallschirmspringer niedergekommen, was von anderen bestritten wird. Nimmt man ersteres an, hätten in dem Flugzeug mehr Insassen gewesen sein müssen,

als sich dort tatsächlich befanden. Ein Gerücht besagt, ein Insasse sei in Breitenbach von Zivilisten mit Knüppeln erschlagen worden. Dies wird jedoch durch nichts gestützt.

Laut einem Augenzeugen hatte der im Wiesental liegende Charlie Fowlkes schon bei seinem Aufprall dort nur Unterkleidung an. Genau an der Stelle, die er beschreibt, sahen aber alle anderen Augenzeugen um die Mittagszeit den Mann ohne Fallschirm mit voller Fliegermontur liegen. Auch die Exhumierungsakten bestätigen die zweite Version.

Ein Augenzeuge berichtet von zwei Toten, die dort am frühen Nachmittag gelegen hätten. Alle anderen Augenzeugen - auch die Fürther Leute, die 1947 in Dachau aussagten - versichern ausdrücklich, an dieser Stelle habe nur ein Gefallener gelegen. Auch der Monatsbericht der Gendarmeriestation Breitenbach für September 1944 erwähnt lediglich, dass „*einer ohne Fallschirm zur Erde stürzte*“. Eventuelle andere könnten jedenfalls nicht aus der „*Bombo*“ gestammt haben.

Nachwort

Sowohl in den Vereinigten Staaten als auch in unserer Gegend haben die Forschungen zum Schicksal verschiedener amerikanischer Flugzeugbesatzungen ein lebhaftes Echo hervorgerufen. Es wird als erfreulich registriert, daß es noch 52 Jahre nach den Ereignissen gelingt, eine Lücke in der Heimatgeschichtsforschung zu schließen, die in einigen Jahren vielleicht nicht mehr geschlossen werden könnte. Als positiv wird auch die Tatsache eingestuft, daß die Forschungen zu freundschaftlichen Kontakten zwischen Menschen von diesseits und jenseits des Atlantiks geführt haben und dass es zu unvergesslichen gegenseitigen Besuchen gekommen ist. Den vor 52 Jahren am Krieg Beteiligten von beiden Seiten hat dies sehr geholfen, manche Alpträume, die sie immer noch plagten, jetzt loszuwerden. Doch auch vereinzelte kritische Stimmen wurden laut. Sie beinhalten den Vorwurf, solche Nachforschungen würden zur Geringschätzung der Opfer unter der deutschen Bevölkerung und zur einseitigen Glorifizierung derjenigen beitragen, die sie verursachten. Es sei hier ausdrücklich versichert, dass dies nicht beabsichtigt ist. Es ist vielmehr das Ziel, bis jetzt wenig beachtete Aspekte in die Heimatgeschichtsforschung einzubringen und Ergänzungen zu einem ansonsten kaum berücksichtigten Thema der Ortsgeschichtsschreibung zu liefern. Mit dem vorliegenden Aufsatz soll auch, anders als manchmal befürchtet wurde, nicht in generalisierender Weise ein schlechtes Licht auf alle Angehörigen der deutschen Wehrmacht geworfen werden. Es wurde lediglich versucht, alle Ereignisse des 13. September 1944, so wie sie nun einmal stattfanden, in sachlicher Weise zusammenzufassen.

Es sind auch schon intensive Nachforschungen zu den Schicksalen deutscher Luftwaffenangehöriger durchgeführt worden, die zu unserer Gegend in Bezug stehen. Doch hier stößt der Forscher leider schnell an unüberwindliche Grenzen, weil kaum archivalische Quellen vorhanden sind. Ihre Namen bleiben daher meist unbekannt. Selbst wenn einmal ein Name herausgefunden wird, ist es fast unmöglich, die betreffenden Flieger oder Verwandte von ihnen aufzuspüren. Eine gleichermaßen breite Behandlung dieser Schicksale scheitert daher leider meistens.